



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Hartung, Wilhelm: Der Glücksgedanke bei Hermann Hesse

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Der Glücksgedanke bei Hermann Hesse

Von Dr. Wilhelm Hartung=Quedlinburg



Der Schriftsteller Hermann Hesse wird heute zweifellos und mit Recht zu den besten in Deutschland gerechnet. Freilich, die eingeleisteten Romanleser greifen nicht zu ihm; ihnen scheinen seine Romane zu arm an Handlung zu sein, für sie entbehren sie zu sehr der allein ihr Interesse fesselnden Spannung. Aber trotzdem hat sich eine reichlich große Gemeinde um ihn geschart, stillem Träumen und Sinnieren geneigt, die jedes neue Buch von ihm mit aufrichtiger Freude begrüßt. Denn auch Hesse ist ein solch versonnener Träumer und Lebensphilosoph: er versteht es nicht nur, die ganze, unendliche Natur vor unserem Auge erstehen zu lassen, er vermag nicht nur die Jahreszeiten, die Seen und Berge und Wälder, den Föhn und seine lieben Freunde, die Wolken, in all ihrer Pracht zu schildern wie kein anderer, er weiß nicht nur all den kleinsten und feinsten Regungen der menschlichen Seele nachzugehen und sie zu erklären, er besitzt endlich nicht nur die Fähigkeit, seiner Schilderung den Stempel des Klassizismus aufzudrücken und sie in einer Sprache voller Formenschönheit und gedrungener Prägnanz zu geben, sondern er ist Meister genug, alle diese einzelnen Momente zu verwickeln und zu vereinen zur Beantwortung der einen und höchsten Frage, die Menschen aufgeworfen, der Frage nach dem höchsten aller menschlichen Güter, er ist Meister genug, alle seine Schöpfungen in der Frage gipfeln zu lassen: Was ist das Glück, was will, was bedeutet die große Sehnsucht, die sich in eines jeden fühlenden Menschen Brust regt und die immer und immer wiederkehrt und den Menschen nicht zur Ruhe gelangen läßt? Das gerade ist es, was den Hesseschen Schöpfungen ihren wahrsten und innersten Gehalt gibt und was sie — so hoffe ich — nicht der Vergessenheit anheimfallen lassen wird.

Gleich in seinem ersten größeren Roman, im „Peter Camenzind“, schildert uns der Dichter in der Person des Titelhelden einen solchen Menschen, der unermüdet auf der Suche nach dem Glück ist und sich durch Mißerfolge mancherlei Art nicht abschrecken läßt, immer wieder „aufs neue hinüberzugehen und noch einmal das Land des Glückes zu suchen“. In dem kleinen Bergdörflein Nimikon wächst Peter Camenzind sich selbst überlassen auf und legt auf den einsamen Wanderungen seiner frühesten Kinderjahre den ersten Grund

zu seiner schwärmerischen Liebe zur Natur. Ein Brief an den Pater des benachbarten Klosters, den der Knabe für den Vater verfaßt und der seine ungewöhnlichen Fähigkeiten verrät, läßt dem Empfänger seine Ausbildung zum gelehrten Berufe erwünscht erscheinen.

Das erste Ereignis von einschneidender Bedeutung in seinem Leben ist der Tod der Mutter; er ist willens, bei dem vereinsamten Vater daheim zu bleiben, doch ein „unbewußt mächtiger Zwang“ treibt ihn „der großen Weite der Welt“ entgegen. In Zürich taucht er nun zum erstenmal in den Strudel der Großstadt, gewinnt durch seinen Freund Richard Fühlung mit Künstler- und Schriftstellerkreisen und erlebt selbst mit ein paar kleinen Novellen den ersten literarischen Erfolg, dem sich bald andere anschließen. Die unglückliche Liebe zu der schönen Malerin Erminia Aglietti und der Schmutz und das Laster der französischen Hauptstadt lassen in ihm Selbstmordgedanken wach werden, die nur die Erinnerung an den heldenhaften Todeskampf der Mutter verschrecken kann. Einem Aufenthalt in Basel macht wieder eine unglückliche Liebe ein Ende; ein kurzer Besuch in der Heimat hilft Peter Camenzind zwar über den ersten Schmerz hinweg, zeigt ihm aber zugleich, daß auch hier seines Bleibens nicht länger ist. Die Schönheit der Heimat seines geliebten Franz von Assisi und der ungezwungene Verkehr dort mit lieben, schlichten Leuten lassen die Liebeswunden völlig verharren, bis dem Ruhelosen die Liebe seiner Wirtin Annunziata Rardini, die er nicht erwidern kann, auch diesen köstlichen Aufenthalt in Assisi verleidet. Nach Basel zurückgekehrt genießt er das Glück, in dem armen Krüppel Boppi einen trefflichen Freund zu finden, der ihm jedoch bald wieder durch den Tod entrisen wird. Nichts hält ihn mehr in der Stadt zurück; ein Ruf in die Heimat zum erkrankten Vater fesselt ihn schließlich dauernd an die heimatliche Scholle. Dort geht er, ein Bauer unter Bauern, seiner täglichen Handarbeit nach, schafft als Mitglied des Gemeinderates Segensreiches für sein kleines Heimatsdörfchen und genießt in der Erinnerung an all „das Vergangene und doch Unverlorene seines Lebens samt allen den lieben Menschenbildern, von der schlanken Rösi Girtanner bis auf den armen Boppi“ ein reiches Glück.

So hat sich denn Peter Camenzinds glühende Sehnsucht nach dem Glück erfüllt. Ein bißchen anders freilich steht das erreichte Glück aus als das Ideal, das er sich so in Gedanken — und er hat viel über das Wesen des Glückes nachgedacht — davon zurecht gezimmert hatte! Aber auch dieses war ja zu verschiedenen Zeiten seines Lebens ein verschiedenes gewesen. In seiner Jugend hatte er immer das Gefühl gehabt, „das Leben müsse ihm irgend einmal ein besonders lachendes Glück vor die Füße spülen, einen Ruhm, eine Liebe vielleicht, eine Befriedigung seiner Sehnsucht und eine Erhöhung seines Wesens,“ damals „war er noch der Page gewesen, der von Edeldamen und Ritterschlag und großen Ehren träumt,“ und erst allmählich kam er zu der Einsicht, „daß das Glück mit der Erfüllung äußerer Wünsche wenig zu tun habe,“ daß diese

Sehnsucht wohl nichts anderes sei als „das alte, traurige Verlangen, sich an Gottes Brust zu werfen und sein kleines Leben mit dem Unendlichen und Zeitlosen zu verbinden,“ daß es „nichts Adligeres und nichts Beglückenderes in der Welt gäbe als eine wortelose, stetige, leidenschaftslose Liebe.“

Immerhin hatte ihm doch auch die nicht jeder Leidenschaft bare Liebe zu Frauen Stunden reinsten Glückes beschert, so daß er auch hier seine Jagd nach dem Glück am Ende nicht eine „ungeschickte“ zu nennen braucht. Bereits auf der Schule hatte ihn die zwar infolge seiner Schüchternheit gar eigenartige Liebe zur schönen, schlanken Kösi Girtanner selig gemacht, und auch später hat ihm die Frauenliebe, obwohl er darin „zeitlebens ein Knabe geblieben,“ doch „Bitteres und Süßes“ eingebracht.

In gleicher Weise hatte auch die Freundschaft sein ganzes Wesen geadelt: in Zürich hatte ihn die Freundschaft zu Richard mächtig emporgehoben, die er für „edler und beglückender als den Ruhm und den Wein und die Liebe und die Weisheit“ hielt, und in Basel hegte er für den armen, krüppeligen Boppi wirklich solch „leidenschaftslose Liebe“, die ihm gar köstlich erschien. Was Wunder, daß er auch am Ende seines Lebens „nichts Köstlicheres als eine ehrliche und tüchtige Freundschaft zwischen Männern“ kennt!

Und dann blieb ihm ja in allen Bitternissen und Fährlichkeiten des Lebens ein herrlicher Tröster: der Wein! Wie oft hat er ihn nicht zum Vertrauten seines Liebeskummers gemacht, und wie oft hat ihm nicht dieser vertraute Freund Linderung und Vergessen verschafft! In begeisterten Worten wird ihm der gebührende Dank gezollt: der gelbe Waadtländer, der tiefrote Weltliner, der Neuenburger Sternwein und viele andere Weine sind ihm gute Freunde geworden; sie haben „den Einsiedler und Bauern zum König, Dichter und Weisen gemacht“.

So kann denn das Fazit, das Peter Camenzind am Ende seiner Jugend zieht, nur ein glänzendes sein: „Tief und beglückt,“ heißt es da, „trank ich aus den vollen Bechern der Jugend, litt in der Stille süße Leiden, um schöne, scheu verehrte Frauen und kostete das edelste Jugendglück einer männlich frohen, reinen Freundschaft bis zum Grunde,“ und an anderer Stelle: „Das war die Geschichte meiner Jugend. Es scheint mir, wenn ich es überdenke, als sei sie kurz wie eine Sommernacht gewesen. Ein wenig Musik, ein wenig Geist, ein wenig Liebe, ein wenig Eitelkeit — aber es war schön, reich und farbig wie ein eleufisches Fest.“

Überhaupt allen Gestalten Hesses scheint die früheste Kindheit und Jugend durch solch einen rofigen Schimmer des Glückes verklärt: wie Peter Camenzind geht schon Hermann Lauscher das Herz auf, wenn er seiner Kindheit und ihres ungetrübten Glückes gedenkt: „Alle Stunden meines Lebens, in welchen ein kurzes, weltvergessenes Ruhen mir vergönnt war, alle einsamen Wanderungen, die ich über Schneegebirge gemacht habe, alle Augenblicke, in welchen ein unvermutetes kleines Glück oder eine begierdelose Liebe mir das Gestern und

Morgen entrückte, weiß ich nicht köstlicher zu benennen, als wenn ich sie mit dem grünen Bilde meines frühesten Lebens vergleiche. So ist es mir auch mit allem, was ich als Erholung und höchsten Genuß mein Leben lang liebte und wünschte, alles Schreiten durch fremde Dörfer, alles Sterne zählen, alles Liegen im grünen Schatten, alles Reden mit Bäumen, Wolken und Kindern.“ Und ein noch gewaltigerer Hymnus auf das Glück des Kindesalters ist in die Skizze „Aus Kinderzeiten“ verflochten: „Wenn die Stunde es gönnt und mein Herz guter Dinge ist, trete ich traumwandelnd als ein stiller Gast in den seligen Garten meiner Knabenzeit. Das gelingt so selten und ist so köstlich, einmal wieder sich dort hinüberzuschwingen und die klare Morgenluft der ersten Jugend zu atmen und noch einmal, für Augenblicke, die Welt so zu sehen, wie sie aus Gottes Händen kam, und wie wir alle sie in Kinderzeiten gesehen haben, da in uns selber das Wunder der Kraft und der Schönheit sich entfaltete. — Ich bin wahrlich heute und jeden Tag der Welt und meines Lebens froh, aber auch ein Glücklicher kann sich den Glanz nicht völlig bewahren, den sein Auge in Kinderzeiten über der Erde sah.“

Auch der arme Hans Siebenrath in „Unterm Rad“ erinnert sich am Ende seiner Jugend voller Wehmut eines fröhlichen, heiteren Kindertages, des Vorabends vor dem Sedanfest; doch wußte er nicht, „warum diese Erinnerung so schön und mächtig war, noch warum sie ihn so elend und traurig machte. Er wußte nicht, daß im Kleide dieser Erinnerung seine Kindheit und sein Knabentum noch einmal fröhlich und lachend vor ihm aufstand, um Abschied zu nehmen und den Stachel eines gewesenen und nie wiederkehrenden großen Glückes zurückzulassen.“ Und eben dieses Knabenglück war wie das Peter Camenzinds durch die reine Freundschaft Hermann Heilners erhöht gewesen.

Hermann Lauscher und Peter Camenzind aber besitzen noch ein weiteres gemeinsames Gut: sie besitzen beide die schöne Fähigkeit, sich mit Hilfe einer unbezwingbaren, in ihrer Ursprünglichkeit an Wilhelm Busch gemahnenden Fronte hinwegzusetzen über alle Misere des täglichen Lebens, über alle Niederungen des gewohnten Daseins, ihre „ganze schwerblütige Art aufzulösen und als schmucke Seifenblase ins Blaue zu blasen, alles zur Oberfläche zu machen, alles Ungefragte mit raffinierter Bewußtheit sich selber als entdecktes Mysterium zu servieren“. So ist es nur natürlich, wenn der harte, weltfremde Bauernbub Peter Camenzind trotz aller Bemühungen kein „homo socialis“ werden kann, wenn zwischen ihm mit seiner Schüchternheit und Plumpheit, mit seiner rauhen äußeren Schale und den schlangengleichen, glatten Weltbürgern keine Gemeinschaft zustande kommt, wenn er aber trotzdem innerlich ein Lebenskünstler ist wie kein zweiter und in stillen Träumen zu der reinen Weltliebe und der begierdelosen Resignation gelangt, die allein glücklich macht.

Hatte schon Peter Camenzind erkannt, „daß das Glück mit der Erfüllung äußerer Wünsche wenig zu tun habe“, so sollte das auch Helene Lamparts unglücklicher Liebhaber in der „Marmorfuge“, der klassischsten der Hesseschen

Novellen, allzu schmerzlich am eigenen Leibe erfahren. Auch ihm fehlte es, wie Walter Rämpf's Vater, an nichts, „was hierorts zum Glück und Wohlsein gehört“. „Es war mir,“ sagt er gelegentlich von sich selbst, „so wohl wie noch nie.“ — „Diese Fülle und Schönheit (eines herrlichen Sommers) hätte wohl genügt, um mich froh und übermütig zu machen, und doch hatte ich das gar nimmer nötig. Ich war vierundzwanzig Jahre alt, fand die Welt und mich selber wohlbeschaffen und betrieb das Leben noch als eine ergöbliche Liebhaberkunst, vorwiegend nach ästhetischen Gesichtspunkten. Außerdem hatte ich mein Examen bestanden, auf den Herbst eine ungewöhnlich und unverdient gute Anstellung in der Stadt in Aussicht, ein nettes Taschengeld im Sack und zwei Monate Ferien vor mir liegen.“ Und doch muß dieses „Glück des Märchenprinzen“ gerade an dem zerschellen, womit es gekrönt werden soll: an der Frauenliebe! Heiße, leidenschaftliche Liebe entflammt den jungen Menschen zu der schönen Tochter des Besitzers der Marmorfäße und läßt ihn Tage erleben, „an denen er aufatmend und fast erschrocken alles gewonnen glaubt und einen Augenblick vor dem offenen Tor des Glücksgärtleins steht“, erwidert doch Helene Lampart diese Liebe ebenso leidenschaftlich. Die Unglückselige ist jedoch bereits einem anderen verlobt und weiß schließlich aus diesem seelischen Konflikt, in den sie geraten, keinen anderen Ausweg, als den Tod in den Fluten zu suchen. Ihre Lehre, man müsse mit dem „auszukommen suchen, was über einen verhängt sei“, war freilich für sie beide zu spät gekommen: diese beiden unglücklichen Menschenkinder, in deren Adern noch das heiße, stürmende Blut der Jugend pocht, vermögen sich nicht zu der Höhe menschlichen Entsagens emporzuschwingen, die allein das Schicksal zu meistern imstande ist, weil sie jenseits aller Stürme des Begehrens liegt.

Besser versteht es der „Lateinschüler“ Karl Bauer, die Höhen dieser begierdelosen Resignation zu erklimmen: auch er entbrennt in beseligender Liebe zu der blonden Lina, die seine Liebe gleichfalls wohl erwidert, in verständiger Erkenntnis ihrer Zwecklosigkeit jedoch gleichzeitig den über seine Jahre reifen Jüngling vor weiteren Torheiten zu bewahren weiß. Der „entdeckt denn auch bald die alte Wahrheit, daß Geben seliger als Nehmen ist und daß Lieben schöner ist und seliger macht als geliebt werden“, eine Beobachtung, die ja schon Peter Camenzind in Neapel hinsichtlich der Annunziata Rardini gemacht hatte.

Immerhin hatten Karl Bauer diese, wenn auch „nur flüchtigen und ver- einzelten Blicke eines Zaungastes ins Land der Liebe“ genügt, „ihm das Leben ohne den Trost und Glanz der Frauenliebe traurig und wertlos erscheinen zu lassen“, und ebenso steht der einsame, melancholische Wanderer aus der „Fußreise im Herbst“ nicht an, seine Liebe zu Julie Herschel, obwohl sie ihm nur Trauriges gebracht, auch so noch für eines seiner höchsten Güter zu halten. So müssen wir es wenigstens verstehen, wenn er sich gelegentlich darüber äußert: „Das Beste daran war nicht das Küssen und nicht das abendliche Zusammenpromenieren und Heimlichtun. Das Beste war die Kraft, die mir

aus jener Liebe floß, die frohe Kraft, für sie zu leben, zu streiten, durch Feuer und Wasser zu gehen. Sich wegwerfen können für einen Augenblick, Jahre opfern können für das Lächeln einer Frau, das ist Glück. Und das ist mir unverloren.“

In der reizenden Novelle „Heumond“, die Hesse in all seiner Liebeshwürdigkeit zeigt, tritt Frauenliebe als Quelle menschlichen Glücks mehr zurück hinter etwas anderem, das allerdings alle Hesseschen Schöpfungen mehr oder weniger zum Ausdruck bringen, das aber doch hier am plastischsten in die Erscheinung tritt: zwar verschafft dem das Land der Liebe zum erstenmal und mit schüchternen Schritten betretenden Paul Abderegg die ihm entgegenkommende Zuneigung der schönen Thusnelde auch frohe, beglückende Stunden, doch erwacht in ihm zugleich mit dem „regen Glückgefühl“ über diese Liebe ein erstes, dämmerndes Verständnis für alles Schöne in Kunst und Natur. Vor der Begegnung mit Thusnelde hatte er noch teilnahmslos dem herrlichen Naturchauspiel des Sonnenunterganges zuschauen können, „ohne viele Aufmerksamkeit und ohne viel dabei zu denken.“ „Er sah es Nacht werden. Aber er konnte nicht fühlen, wie schön es war. Er war zu jung und lebendig, um so etwas hinzunehmen und zu betrachten und sein Genüge daran zu finden.“ Doch wie hat ihn hier der eine herrliche, in Gesellschaft des geliebten Mädchens zugebrachte Sommerabend reifen lassen! Der Gedanke an es läßt ihn keinen Schlaf finden, und so sitzt er im Hemd auf dem Fensterbrett seines dunklen Schlafgemachs und sieht in die schwarzen, ruhigen Baumkronen hinein, an nichts Bestimmtes denkend und nur das Glück der späten Stunde genießend: „Wie schön die Sterne in der Schwärze standen! Und wie der Vater heute wieder gespielt hatte! Und wie still und märchenhaft der Garten da im Dunkeln lag!“

Wie tief sind nicht die Leute zu bedauern, denen dieser Sinn und diese Empfänglichkeit für die Schönheit der Natur so ganz und gar abgeht wie dem Hauslehrer Homburger! Das läßt sich nicht mit der Kenntnis all der Propheten und Bringer der neuen Seligkeit, mit der Weisheit eines Nietzsche und Ruskin wett machen! Homburgers Stirn ist unwölkt, seine Augen sind „müde wie vom Durchmessen ungeheurer Räume“; aber vergebens „liegt und wartet vor seinen Fenstern der gestirnte Himmel, die schwebende Wolke, der träumende Park, das schlafend atmende Feld und die ganze Schönheit der Nacht“, vergebens wartet sie, „sein Herz mit Sehnsucht und Heimweh zu verwunden, seine Augen kühl zu baden, seiner Seele gebundene Flügel zu lösen.“

Greifbarer jedoch als in allen diesen kleineren Novellen und dem im „Peter Camenzind“ vergleichbar wird Hesses Ringen nach vollständiger Ergründung des Glücksbegriffes in seinem letzten größeren, den „Peter Camenzind“ an Einheit der Komposition übertreffenden Roman „Gertrud“, dessen Handlung durch ein fortwährendes, aber keineswegs störendes Spintifizieren über das Wesen des Glücks unterbrochen wird. In ihm begegnen wir allerorts früheren, uns vertrauten Gedanken wieder, nur sind sie noch klarer und schöner gefaßt. Hier stellt uns der Dichter in Teifer einen Menschen vor

Augen, der sich, wie Helene Lamparts Liebhaber, ein Glück der Behaglichkeit zurechtgezimmert, einen Menschen, der „kein Verlangen“ kennt „nach Unerreichbarem“, der „eine zarte, selbstlose Freude an der Kunst hat, von der er nicht mehr verlangt, als sie ihm gibt“, und der „außerhalb der Kunst noch genügsamer ist“, da er „nur ein paar freundliche Menschen braucht, gelegentlich ein gutes Glas Wein und an freien Tagen einen Ausflug in die Landschaft“, und in eben diesem Roman läßt er den Musiker Kuhn zu einer ganz anderen Welt- und Lebensanschauung, zu einem ganz anderen Ideal von Glück gelangen. Dieser hat „wie tausend andere rings in der Welt, seiner Jugendkräfte froh, jubelnde Hände nach allen Kronen des Lebens ausgestreckt“; er hat in der Liebe zur schönen Libby das Beseligende einer ersten, die Sinne berausenden Leidenschaft kennen gelernt und doch dabei zugleich erfahren müssen, wie die Stille des äußeren Begehrens nur ein Glück bieten kann, das beim ersten Anprall in tausend Scherben zersplittert: als er ihr gelegentlich einer gemeinsam unternommenen Rodelpartie durch ein tollkühnes Wagnis Bewunderung abringen will, verunglückt er und trägt eine lebenslängliche Lähmung des Beines davon. Das wird für ihn zum Schicksal: bei allem, was der arme Unglückliche unternimmt, tritt ihm das körperliche Gebrechen hindernd in den Weg; mit der äußeren schwindet die innere, seelische Sicherheit, deren Verlust es am Ende verschuldet, daß er aus seinem Leben „kein Lied und keine reine Musik“ machen kann. In der Einsamkeit der Berge, in der er Erholung und Sammlung sucht, wird er „wütend und Gott lästernd“ von „hoffnungslosen heißen Träumen von Leben und Liebessturm“ gepeinigt, er, der sich nun „als ein ärmlicher Dichter und Träumer vorfindet, dessen schönster Traum doch nur ein dünnes Seifenblasenschillern ist“, und es dauert lange, bis er sich zu der kraftvollen Überzeugung durchringt, daß kein Leid und Schmerz zu groß ist, „wenn man durch Leid und Läuterung im Schmerz Augenblicke wahren Lebens erlangen kann“, Augenblicke, „deren Aufblitzen beglückt und das Gefühl der Zeit samt allen Gedanken an Sinn und Ziel des Ganzen auslöscht“, und von denen es scheint, „daß sie das Gefühl der Vereinsamung mit dem Schöpfer bringen, weil man in ihnen alles, auch das sonst Zufällige, als gewollt empfindet.“ Sie allein befähigen dazu, sich über „das ewige Begehren, die Sehnsucht und Ungenüge“ hinwegzuschwingen auf die Höhe jener Resignation, die da sagt: glücklich ist, wer nicht begehrt, wer mit Hintansetzung aller eigenen Wünsche ganz in dem Wirken und Schaffen für andere aufgeht, wie es am Ende auch Peter Camenzind und der große Glücksucher Faust getan, und sich glücklich fühlt, wenn er andere glücklich weiß. Mit dieser Antwort sucht der Vater den quälenden Fragen des jungen Kuhn gerecht zu werden, und auch sein alter Lehrer Lohe kann ihm keinen besseren Rat geben. Freilich kann so, was Erfüllung werden sollte, „nur ein linderndes Auflösen der angewachsenen Dissonanzen werden, ein Versuch, die alte Grundmelodie ein wenig zu läutern und zu steigern“.

Immerhin fällt die Summe, die Ruhn am Ende seines Lebens ziehen kann, nicht ungünstig aus. „Wenn ich,“ sagt er einmal, „von außen her über mein Leben weg schaue, sieht es nicht besonders glücklich aus. Doch darf ich es noch weniger unglücklich heißen, trotz aller Irrtümer. Es ist am Ende auch ganz töricht, so nach Glück und Unglück zu fragen, denn mir scheint, die unglücklichsten Tage meines Lebens gäbe ich schwerer hin als alle heiteren. Wenn es in einem Menschenleben darauf ankommt, das Unabwendbare mit Bewußtsein hinzunehmen, das Gute und Üble recht auszukosten und sich neben dem äußeren ein inneres, eigentlicheres, nicht zufälliges Schicksal zu erobern, so war mein Leben nicht arm und nicht schlecht.“

Was ist natürlicher, als daß alle diese Gedanken auch die gesamte Hessesche Lyrik durchdringen und beherrschen! Frauenliebe erscheint auch in ihnen als ein Born reichen Glücks („Lieder“), und selbst wenn sie unglücklich oder ohne Erfolg ist, hat doch noch die Erinnerung an sie Befeligendes genug! Und dann ist ja auch noch der Tröster Wein da, der schon den armen Peter Camenzind über Liebeskummer hinweghelft und es auch hier tut („Einem Kameraden“), der den Dichter zum König trotz aller Armut macht, und ihn der Heimat, „des Sternenhimmels weiten Räumen, dem Land der Träume“, zuführt. Erfüllung freilich vermag er dem Trinker nicht zu geben und nicht die Weisheit, die er „nächtelang, die Stirn in heißer Hand, aus den Büchern gesucht“; doch läßt er ihn immerhin einen Trost gewinnen:

„Weisheit, der er lange nachgejagt,
Worte, Lieder fühlt er in sich reifen,
Und er läßt sie still und ungesagt
In die blauen Dämmerungen schweifen.“ („Der Trinker.“)

Sollte aber dieser Trost nicht so viel mehr wert sein als die Erfüllung?

Im Mittelpunkt der Lyrik steht wiederum durchaus die Klage um die entschwundene Jugend, der Hesse in immer neuen, ungehörten Tönen und Nuancen Ausdruck zu geben nicht müde wird. Da trauert er bald um den unwiederbringlichen Verlust seiner frohen, seligen Kinderzeit, da noch keine quälenden Zweifel die bange Seele zerrissen, bald wünscht er wieder mit flehenden Worten seine Jugend herbei mit all ihrer Sehnsucht und ihrem Begehren, das Unergründliche zu ergründen und das kleine Selbst mit dem Ewigen, Unendlichen zu vereinen, an der ihm gerade diese ungestillte Sehnsucht das Köstlichste und Beste erscheint*), diese Sehnsucht, wie sie ähnlich Bernhard Kellermann in seinem „Yester und I“ **) so vortrefflich zu analysieren und psycho-

*) Ich denke an Gedichte wie „Lieder“, „Noch ist mein Leben der Erfüllung bar“, „Meine Luft“, „Venezianische Gondelgespräche IV“ und ähnliche.

**) Berlin, S. Fischers Verlag, wo auch Hermann Hesses Romane „Peter Camenzind“ und „Unterm Rad“ sowie seine Novellenbände „Diesseits“ und „Nachbarn“ erschienen sind. Hesses „Gedichte“ verlegte G. Grote zu Berlin, den Roman „Gertrud“ Albert Langen zu München.

logisch zu begründen mußte, und „dieses phantastische Träumen und Ahnen und Sehnsuchthaben“ der Jugendzeit, was auch einer der jüngsten Gestalten Hesses, dem „Herrn Piero“*), „schöner und süßer und innerlichst seliger“ erscheint als sein ganzes, späteres Leben.

Endlich weiß der Dichter natürlich auch in seiner Lyrik („Zuschauer“) mit meisterhafter Prägnanz für jene resignierte Stimmung, wie wir sie schon aus dem „Peter Camenzind“ und der „Gertrud“ kennen, einen Ausdruck zu finden:

„Ein altes Herzweh in vernarbter Brust,
 Ob' ich der fernen Jugend Lieblingslust:
 Dem weißen Zug der sommerlichen Wolken
 Mit stillen Augen stundenlang zu folgen.
 Und alles, was ich sah und tat und litt,
 Geht in den hohen Wolkenzügen mit.
 Ich seh' nach ewigen Gesetzen segeln,
 Was einst mir wild erschien und frei von Regeln.
 Und seh' die Büge ohne Lust noch Leid
 Hinüberfahren in die Ewigkeit.“

Ja, diese sich selbst bescheidende Resignation ist doch das Höchste und Schönste, was es auf Erden gibt; sie allein ermöglicht eine solche Lebensanschauung wie die Kuhn's, der da sagt, „die unglücklichsten Tage seines Lebens gäbe er schwerer hin als alle heiteren“, und wie sie in dem Gedicht „Dunkelste Stunden“ offenbar wird, von denen der Dichter sagt:

„Und doch sind das die Stunden, deren Last
 Uns Stille lehrt und innerlichste Raft
 Und die zu Weisen uns und Dichtern reifen.“

*) In der Novelle „Herr Piero“, Westermanns Monatshefte, Jahrg. 1911, S. 890 ff.

